

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 153.

Posen, den 7. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

## Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

6. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

„Meinen Sie das wirklich, Herr Trent?“ stammelte er schließlich. „Ich, ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

„Versuchen Sie es auch nicht, wenn Sie nicht wollen, daß ich das Geld zurücknehme.“ Er trat ans Büfett. „Allmächtiger Himmel, können die Brüder laufen! Kein Tropfen Champagner ist zurückgeblieben — halt! Hier haben wir noch zwei ungeöffnete Flaschen! Zugespaßt, junger Mann, stecken Sie sie ein und bringen Sie sie Ihrer Frau. Ich habe alle bezahlt, daher hätte es keinen Zweck, sie stehen zu lassen. Machen Sie nun, daß Sie verschwinden.“

„Herr Trent, darf ich Ihnen —“

Scarlett Trent warf die Tür mit einem lauten Dröhnen ins Schloß. Der junge Mann ging einen Moment später an ihm vorüber, als er sich auf den Stufen der Hotelstreppe eine Zigarre anzündete. Wieder blieb er stehen, ein Dankeswort zu stammeln. Trent jedoch drehte ihm den Rücken zu.

### VIII.

Zum ersten Male in seinem Leben lenkte Trent die Schritte nach dem Londoner Westend. Seit Jahren hatte er sich nur in den dichtbevölkerten Straßen und den großen Gebäuden der City bewegt.

Der Lärm, der rege Verkehr und der Kampf um die Vorherrschaft waren gleichsam das Salz seines Lebens gewesen. Mit Kraft und Ausdauer hatte er sich seinen Weg gebahnt, ohne auf jemand Rücksicht zu nehmen.

In vieler Hinsicht waren es sonderbare und ungewöhnliche Mittel gewesen, die zu seinem Erfolge beigetragen hatten. Er hatte nicht geflegt durch Unehrlichkeit oder Heuchelei, sondern durch alle Mittel innerhalb des Rahmens der Gesetze. Er hatte mühsam gekämpft, spekuliert mit stählernen Nerven und einem Mut, der einer besseren Sache zur Ehre gereicht hätte. Auch hatte er keine Freundschaft verschwendet, nicht mit anderen die guten Möglichkeiten geteilt. Diejenigen, mit denen er große Geschäfte getätigt, hatte er eher als Feinde denn als Freunde behandelt, und er hatte immer unauffällig ein wachsames Auge auf sie gehabt. Und nun war — wenigstens augenblicklich — das alles vorüber. Es war eine Zeit des Stillstandes in sein Leben gekommen. Er hatte jetzt der City den Rücken gewendet. Halb unbewußt war er jetzt dabei, eine kleine Entdeckungsreise anzutreten.

Vom Strand aus überquerte er Trafalgar-Square, schritt durch Pall Mall und Haymarket weiter, Piccadilly zu. Er bemerkte bald, daß er in eine Welt gekommen war mit anderen Sitten und Gewohnheiten als den seinen, mit der er nichts gemein hatte. Doch zwang er sich allmählich dazu, sie zu studieren, in einem vagen

Bewußtsein, daß das, was er bemerkte, im Leben von großer Wichtigkeit war. Zum allerersten Male drang es zu ihm durch, daß seine äußere Erscheinung und seine Manieren sich vollständig von seiner Umgebung abhoben. Der flüchtige Blick eines Spaziergängers in Pall Mall erregte plötzlich seinen Unwillen. Der Herr trug Handschuhe, Gegenstände, deren Vorhandensein Trent bis jetzt übersehen hatte, und rauchte eine Zigarette, die er nicht ausstecken konnte. Trent trug einen einfachen Kammgarnanzug und eine rote Krawatte; der Mann, der ihn so kritisch musterte, trug Zylinder, tadellosen Cut, Lackschuhe und eine dunkle Krawatte mit discretem Muster. Doch wußte Trent, daß der andere Kreisen angehörte, die ihn als Eindringling, als „schwarzes Schaf“ betrachten würden, bis er sich einen Platz unter ihnen „erkaufte“. Man würde von ihm erwarten, daß er sich nach ihrem Beispiel umbilden, ihre Sprache reden, ihre engstirnigen Auffassungen teilen, mit ihren kurzfristigen Augen sehen würde. Er betrat ein Restaurant, bestellte ein Glas Portwein, das er in einem Zuge leerte. Hierdurch neuen Mut gewonnen, sagte er sich, daß er nichts von alledem tun würde. In keiner Hinsicht würde er sich umstellen. Man hatte ihn zu nehmen, wie er war, oder man mußte ihn ungeschoren lassen.

Einen Augenblick ließ er seine Gedanken bei seinem Reichtum verweilen, bei den Jahren, die verstrichen waren, sich das Vermögen zu erobern, vor allem bei einem bestimmten Tage, dessen Erinnerung ihm jetzt noch das Blut in den Adern erstarren ließ, bei den Schwächen, die zu Fall gebracht worden waren, damit er gewinnen konnte. Nun er einmal das Vermögen erobert hatte, wollte er auch das Beste besitzen, das dafür zu bekommen war — das natürliche Begehren des Menschen, alle anderen zu überragen. Das Leben der letzten Zeit, das jetzt hinter ihm lag, hatte jeden Reiz für ihn verloren. Der Ruin seiner Konkurrenten, der Beifall weniger Glücklicher, die ausschweifenden Vergnügungen eines luxuriösen Lebens und das Geldlassen bei Leuten, die er verachtete, dessen war er schon lange überdrüssig. Er hegte jetzt ein heftiges Verlangen, einmal vollkommen diese Umgebung zu verlassen. Langsam schlenderte er dahin, rauchte eine lange, schwere Zigarre, wobei er scharf auf alles achtete. Zahllose Eindrücke drängten sich ihm auf, unbewußt bei jedem Schritt von einem Gefühl der Verlassenheit getrieben — dem Gefühl, in gewissem Sinne allen und allem in der Welt, in der er doch eigentlich einen Platz einnehmen sollte, fremd zu sein. Ohne Bewunderung und ohne Neid schaute er auf die großen Häuser, betrachtete die Männer mit stolzer Geringschätzung, die Frauen mit dem schmerzenden Gedanken, von ihnen bei zufälliger Bekanntschaft als Halbwilder betrachtet zu werden, den sie dusden oder meiden mußten, vom Standpunkt des Eigennutzes aus betrachtet. Die prächtigen Toiletten, die sie einhüllten, und die elegante Haltung trugen dazu bei, ihn begreifen zu lassen, wie groß die sie von ihm scheidende Kluft war. Sie lebten in einer Welt, in der er sich nie heimisch fühlen würde, selbst wenn man ihn hineinließ. Wer im Vorübergehen einen Blick auf ihn warf, dem sah er mit fühner Offenheit ins Gesicht; er sah wirklich ein wenig sonderbar in seinem schlechtstehenden Anzug inmitten

der tadellos gekleideten Menge aus. Eine Dame betrachtete ihn durch ihr Vorgehen und wandte sich halb ab, ihrer Gefährtin etwas zuzulüftern. Und einmal hörte er deutlich, daß man hinter ihm herlachte. Da wandte er sich ab und rief eine Autodroschke herbei.

Während er durch die verkehrsreichen Straßen nach dem Waterloo-Bahnhof fuhr, ließ sich eine starke Nieder geschlagenheit auf ihn herab. Die halb geringerschätzige, halb gutgemeinte Prophezeiung, die ihm vor Jahren in der ärmlichen Hütte im Urwald Afrikas gemacht worden war, kam ihm wieder in Erinnerung. Zum ersten Male wandelte ihn eine schwache Furcht vor der Zukunft an. Er war immer ein Arbeitstier gewesen, und an dem täglichen Existenzkampf hatte er seine Freude gefunden. Er hatte gekämpft und gesiegt. Wo blieben jetzt die Früchte des Sieges? Ein so bedeutungsloser Bursche wie Didenson vermochte von Glück zu sprechen und wagte, mit einem strahlenden Blick in die Zukunft zu sehen. Didenson, der von einem kärglichen Gehalt leben mußte, der von den Launen seines Chefs abhängig war, der Illusionen hegte, die einfach lächerlich waren. Es würde schon alles werden. Es brauchte nicht anders sein. Was Didenson bekommen konnte, kam ihm bestimmt schon hundertmal rechtmäßig zu.

Er bestieg ein Ersterklasseabteil des Zuges nach Walton, von dem Eisenbahnpersonal mit großer Hochachtung behandelt. Als er ausstieg und den Bahnhof verließ, hörte er seinen Namen rufen. Unmutig sah er auf. Ein Auto erwartete ihn, in dessen Fond eine junge und elegant gekleidete Blondine saß.

„Kommen Sie, Trent,“ winkte sie. „Ich habe mich heimlich aus dem Staube gemacht, Sie mit dem Wagen abzuholen. Das wird ein Bild geben, wenn man mich vermisst. Die Alte wird schön rasen. Wollen wir nicht ein Stündchen spazieren fahren?“

Ihr Organ klang schrill und laut. Während Trent ihr zuhörte, verglich er es unwillkürlich mit den Frauenstimmen der anderen Welt, in der er am Nachmittage geweilt hatte. Ablehnung auf den Zügen, sah er sie an.

„Sie hätten sich die Mühe sparen können,“ wehrte er ab. „Ich habe das Auto nicht bestellt und brauche es auch nicht. Ich werde zu Fuß gehen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Puh! Sind Sie schlechter Laune. Ich mache mir nichts daraus, zu fahren. Oder wollen Sie lieber allein gehen?“

„Ja, das ist meine Absicht.“

Die Frau errötete und legte sich in die Polster zurück.

„Wie Sie wünschen,“ sagte sie spitz. „Es ist nicht meine Art, mich jemand aufzudrängen.“

Trent zuckte die Achseln und wandte sich dem Chauffeur zu.

„Fahren Sie nach Haus, Towson. Ich komme zu Fuß nach.“

Der Chauffeur grüßte. Der Wagen fuhr weiter, und Trent setzte mit einem bitteren Lächeln den Weg fort. In kurzer Zeit blieb er vor einer kleinen weißen Zaunspalte stehen, öffnete sie mit einem Schlüssel und überquerte eine große Rasenfläche. Er nahm den Hut ab und fächelte sich im Weitergehen zu. Das einzige, was sein langjähriger und angestrengter Kampf mit den Prominenten der Handelswelt nie hatte verringern können, war seine Liebe zur Natur. Er hob den Kopf und ließ sich von dem lauen Wind umfächeln, der von den Surrenhügeln kam, und trank mit vollen Zügen den Duft des frisch gemähten Grases und einer tannenbewachsenen Anhöhe. Während er dem Hause zuschritt, sah er zufrieden auf ein großes Beet, leuchtend von bunten Rhododendren, nach den dunklen Federn, deren Zweige über den geschorenen Rasen hingen, und den mattroten Tönen des Rosengartens an der anderen Seite. Das Haus selbst war klein, doch malerisch.

Es war ein graues Steingebäude und hatte nur zwei Stockwerke. Von der Stelle aus, an der er jetzt

stand, schien es völlig von Blüten und Efeu überwachsen. Es würde ihm doch leid tun, dies alles zu verlassen. Es war ein angenehmer Sommeritz gewesen, wenn auch für einen Millionär etwas zu einfach. Er würde sich wohl nach etwas anderem umschauen müssen, einem Landgut oder ähnlichem.

Er öffnete eine andere Pforte und kam in einen kleinen Garten mit Pinien und Unterholz, der an das Grasfeld grenzte. Ein Pfad schlängelte sich dahin, und als Trent um eine Krümmung bog, blieb er mit einem Ausruf des Erstaunens stehen. Ein Mädchen, ihm den Rücken zuwendend, mit einem Skizzenbuch in der Hand beschäftigt, stand vor ihm.

„Hallo,“ bemerkte er ohne Umschweife, „schon wieder Besuch? Wer hat Sie hierher gebracht, mein Fräulein?“

Die Angeredete wandte sich langsam um und sah ihn ziemlich erstaunt an. Trent erkannte sofort, daß er sich geirrt hatte. Sie trug ein einfaches, weißes Leinenkostüm und eine dünne Mousselinbluse, aber sie hatte etwas an sich, das selbst Trent nicht täuschen konnte. Er bemerkte sofort, daß sie Kreisen angehörte, mit denen er noch nie in Berührung gekommen war. Sie war die erste wirkliche Dame, die er je angesprochen, und er hätte sich die Zunge abbeißen mögen, als er bedachte, auf welche Art er es getan hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er verwirrt, „daß ich Sie so anredete. Der Irrtum entstand jedoch dadurch, daß Sie mir den Rücken zuehrten.“

Sie nickte und lächelte freundlich.

„Falls Sie Herr Scarlett Trent sind, so liegt es an mir, sich zu entschuldigen. Denn ich bin allerdings ein ungebetener Gast. Darf ich Ihnen kurz den Grund meines Hierseins erklären?“

Indem sie noch sprach, war sie einen Schritt näher gekommen. Ein Sonnenstrahl, der sich einen Weg durch die Zweige gebahnt hatte, glänzte einen Augenblick in einigen verwirren Lösschen des goldbraunen Haars auf und erhellte ihr Antlitz. Ein liebliches Lächeln teilte die Lippen. Sie war wirklich ein reizendes Geschöpf. Aber Trent hatte nichts gesehen als den ersten Schimmer des Sonnenstrahls, der auf ihre Züge gefallen war. Obwohl in allen Umständen des Lebens ein starker Mann, mit weit mehr als gewöhnlicher Selbstbeherrschung, fühlte er sich jedoch jetzt hilflos wie ein kleines Kind. Er war plötzlich bis in die Rippen erbleicht, ein sonderbares Summen sauste in seinen Ohren, vor seinen Augen lag ein Dunstschleier. Sie war es! Ein Irrtum war nicht möglich. Es war das Mädchen, um dessen Bild er in der Regenhütte Betwandos gespielt hatte: Montys kleine Tochter, über die dieser noch in seiner Sterbestunde gesprochen hatte. Er lehnte sich gegen einen Baum und vermochte kein Wort hervorzubringen. Sie sah ihn bestürzt an.

„Sind Sie krank? Wie mir das leid tut! Ich werde schnell ins Haus laufen und Hilfe holen.“

Er besaß noch gerade die Kraft, sie zurückzuhalten. Nachdem er einige Male tief Atem geschöpft, hatte er seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen, obwohl sein Herz ungestüm klopfte.

„Ich bitte um Entschuldigung — ich wollte Sie nicht erschrecken. Es kommt durch die Hitze. Das passiert mir öfter. Ja, meine Name ist Trent. Ich weiß nicht, was Sie herführt, aber Sie sind willkommen.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen,“ antwortete sie heiter. „Aber vielleicht werden Sie noch anders darüber denken, wenn Sie erst den Zweck meines Hierseins wissen.“

Er lachte kurz auf.

„Doch nicht etwas Unangenehmes, wie ich hoffe. Ich hatte den Eindruck, als ob Sie eine Skizze von meinem Hause machten. Das ist Ihnen gern gestattet.“

„Ich werde ein offenes Geständnis ablegen,“ erklärte sie freimütig. „Ich bin Journalistin.“

(Fortsetzung folgt.)

# Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Richard Sahn, stud. rer. pol., Posen.

## (9. Fortsetzung.)

In der „Victoria“ wurden wir in einem Gastzimmer recht freundlich untergebracht. Noch am selben Tage fuhren wir hinaus nach Zoppot. Wie wir drei uns in die salzigen Wellen der See stürzten, da war der Höhepunkt unserer Fahrt erreicht. Doch darf man dies nicht so auffassen, daß wir lediglich um zu baden nach Danzig gerudert waren. Denn jetzt ging es doch wieder zurück, und die Tage unserer Freiheit waren gezählt. Fast eine Woche hielten wir uns in Danzig auf. Am Mittwoch, dem 12. August verladen wir Boot und Gepäck auf den Lastkahn eines Schleppzuges, der nach Brahemünde abfahren sollte. Am Spätnachmittag des folgenden Tages verließ der Schleppzug Danzig und fuhr bis nach Einlage.

Mit Beginn der Arbeitszeit wurden die einzelnen Teile des Schleppzuges hindurchgeschleift. Im Hafen von Einlage wurde der Zug wieder hergestellt, und der Schlepper zog uns hinaus auf die Weichsel. Obgleich das Weichselhochwasser schon stark im Abflauen war, herrschte noch eine außerordentliche Strömung. Nur langsam kämpfte sich der Schlepper mit seinen vier beladenen Rähnen Stromauf. In dem Summen und Surren der Schlepptrasse merkten wir auf dem ersten der vier angereichten Rähne, wie schwer die Maschine zu arbeiten hatte. Daher war das Reisetempo anfangs etwas langsam, jedoch hätten wir im Doppelzweier sicher nicht mehr zurücklegen können. Da die Weichsel immer mehr und mehr fiel, so schaffte der Zug von Tag zu Tag einige Kilometer mehr. Mittwoch, den 19. August kamen wir in Brahemünde an, nachdem wir einen vollen Tag zwecks Zollrevision in Dirschau aufgehalten worden waren. Wir haben später diese Schleppzugstage als den Erholungsausflug unserer Wanderfahrt bezeichnet. Tagsüber sahen wir meistens in der Steuerkajüte am Steuerbord, das uns der Schiffer nach einigen Erläuterungen anvertraute. Mit kritischer Miene musterte er unsere Steuererei und freute sich, wenn die hindernden Schleppfähne durch ihr Reizen, ihr Hin- und Herpendeln uns nicht zur Ruhe kommen ließen, denn der erste Kahn muß mit dem Zug genau in Richtung auf das Heck des Schleppers gesteuert werden. Ein Teil unseres Fahrberichts, zu dem wir vom hohen Vorstande verurteilt worden waren, entstand in der engen Kajüte des Schlepplahnes. Aber etwa nicht der Abschnitt von Bromberg nach Posen, sondern wahrheitsgetreu, wie wir alles erlebten. Die schönsten Stunden verbrachten wir des Abends, wenn wir uns mit den Schiffen der anderen Rähne im „Allerheiligsten“ unseres Gastgebers zu gemütlicher Plauderei trafen. Von Plüssen und Stürmen wurde da „verhört“, von Erlebnissen und Kriegzeiten. Bis tief in die Nacht saßen wir oft mit ihnen zusammen und lauschten ihren Geschichten; und das pakte alles so zu dem, was sich die See- und Flußleute erzählten, die rauchenden Tabakspfeifen, die kleine, dunkel brennende Oellampe, die enge Kajüte und das Glucksen des Wasser an den Bordwänden. Unvergesslich werden uns diese Abendstunden sein, in denen wir mit dem Schicksal und der Lebensweise eines wenig bekannten Menschenschlages vertraut wurden. Daher gab es einen herzlichen Abschied, als wir in Brahemünde von unserem Schlepplahnbesitzer Abschied nahmen und ihm für seine Gastfreundschaft dankten.

Verladefertig warteten Gepäck und Ausrüstung auf den Augenblick, in dem der Schleppzug in Brahemünde eintraf. Raum waren die Anker auf den Grund gerastet, da ließen wir die „Heze“ zu Wasser, ein recht umständliches Unternehmen von der hohen Bordwand aus. Noch mal einige Abschiedsworte, und wir fuhren zur Schleufe des Brahnauer Holzhafens. Das Hochschleusen ist noch viel unheimlicher als das Herunterschleusen, zumal wenn alle Oeffnungsrohre aufgemacht werden. Das brodelnd und hoch dampfend in dem Schleusenraum wie heißsiedendes Wasser. Jäh überkommt einen der Gedanke: Wenn jetzt die Schleusentore nicht halten und das Wasser die sieben (auf dem Bromberger Kanal neun) Meter herabstürzen würde, dann wäre es aus für immer. Mit bangem Dourenschlage zogen wir über den Holzhafen. Sonst waren wir gewohnt, auf beiden Seiten von Booten gehebt, in schnellem Tempo über den Negattaplatz zu jagen, auf dem der Posen-Kommereller Ruderverband seine Wettfahrten ausfahren läßt. Und dieses Mal, an der Tribüne, wo wir mit allen Kräften den letzten Endspurt „gezogen“ hatten, da bogen wir nach rechts zur Brücke ab, anstatt geradeaus zum Ziele zu steuern. Jedes zu seiner Zeit! Heute galt es ja keine „Damentöpfe“ zu gewinnen. Ruhig ging es weiter, die Brahe aufwärts mit ihren vielen Bindungen, am Bismarkturm vorbei. Nach einer knappen Stunde legten wir im „Griffhofs“-Hafen an. Wiederum wurden wir herzlich aufgenommen. Besonders sorgte der Bootswart für seine Posener Gäste.

Am 20. Vormittags verließen wir Bromberg; es begann wieder das ewige Suchen und Warten auf den Schleusenmeister. Gleich bei der städtischen Schleufe hatten wir das Glück, Punkt zwölf Uhr einzutreten, und verloren so von vornherein eine ganze Stunde für unser Weiterkommen. Bei der nächsten Schleufe hielten wir noch eine Stunde ein, bis der Wächter geruhete, an seiner Arbeitsstätte zu erscheinen. Hoffig war unsere Laune durch das ewige Warten gerade nicht. So kamen wir mit dem Schleusen-

arbeiter in ein zwar nicht lauges, aber um so lautes Wortgefecht, während dem er unter anderem behauptete, daß er von 1 bis 2 Uhr Mittagspause habe. Da wir nun annehmen mußten, daß der nächste Schleusenwärter von 2 bis 3 Uhr seinen Mittags-schlaf halten würde, so brachen wir diese „gehobene“ Unterhaltung frühzeitig ab und legten uns tüchtig in die Stulle. Wir hatten zu schwarz in die Zukunft gesehen und waren angenehm überrascht, als bei den folgenden Schleusen alles klappte. Unser Zeitverlust war inzwischen aber so groß geworden, daß wir Fuchschwang genau fünf Minuten nach „Torenschluß“ erreichten (2½ Uhr). Die Arbeiter waren nicht mehr zu erreichen. Der Schleusenmeister selbst sollte in einer Stunde wiederkommen, wie wir in seiner Wohnung erfuhren. Abermals konnten wir eine geschlagene Stunde warten. Gegen sechs Uhr kehrte der Schleusenmeister zurück und ließ uns durch. Jedoch mußten wir für die „Ueberstunde“ extra Schleusengeld bezahlen. Nach halb sieben war die Schleuse frei in Fuchschwang endlich überstanden, und wir konnten eine Strecke von ganzen 17 Kilometer, bis Eichhorst, weiterrudern. In der Dämmerung machten wir vor der Schleufe Halt. Dichter Nebel war inzwischen auf den Wiesen gestiegen. Wie ein silbernes Tuch lag er in Meterhöhe über der ganzen Landschaft, bis zum Horizont ein weißes, graues Meer. Am Ufer war alles betaut. Unser Zelt konnten wir nicht mehr aufschlagen und gingen auf allgemeinen Wunsch zu einem Gehöft, das einige hundert Meter vom Wasser entfernt lag. Der Besitzer nahm uns noch auf und wies uns eine „Scheune“ zum Schlafen an. Als wir uns zur Ruhe legten, da merkten wir, daß in dieser Scheune zwar Stroh und Heu lagerte, daß sie aber in Wirklichkeit ein elender Schuppen war, der aus einfachen Ratten zusammengeschnitten war. Handbreite Fugen waren von Brett zu Brett, und es zog bemerkbar, daß man vor Kälte immerzu aufwachte. Und so bedauerten wir nach kurzer Zeit, daß wir unser treues Zelt so schmählich verlassen hatten, denn trotz Nebel und Tau wäre es dort wärmer gewesen.

## Schubert-Uberschwang in Wien.

Das Schubert-Jubiläumjahr prägt der alten Kaiserstadt an der Donau seinen Stempel auf. Das singeliche Wien macht sich bereit, Schubert zu feiern, Schubert, den Altmeister des österreichischen Liedes. Schubert ist so recht das Schoßkind dieser Stadt, und alles was in Wien die Musik liebt — und wer täte das nicht — möchte ihm Ehrungen erweisen. In jedem Schaufenster hängt ein Schubertbild oder steht eine grünumkränzte Schubertbüste. Man hat Briefpapier, Zigaretten Dosen, Nachbecher, Nähkästchen mit dem Wilde Schuberts; auch auf Kaffeekassen, Taschentüchern und sogar Torten wird er nicht vergessen. Man ist von Schubert, man trinkt aus Schubert, man schreibt auf Schubert, man tut alles in seinem Zeichen. In den Eisenbahnen und Straßenbahnen grüßt einen sein Bild. In Kino und Theater herrscht er. Sogar in dem alten Panoptikum des Praters sitzt ein Schubert mit rundem Apfelgesicht bei einem Glase Bier und komponiert.

Auch die Schubert-Ausstellung ist eröffnet. Da liegen in Vitrinen vergilbte Dokumente, mütterlich und sehr übersichtlich geordnet. Leiden und Freuden eines Unsterblichen. Da sind Schulzeugnisse, deren sich selbst der tolle Schubert nicht zu schämen braucht. Er war eine Ausnahme von der Regel, daß berühmte Männer meistens schlechte Schüler sind, ja, es findet sich in den Zeugnissen hin und wieder sogar der Hinweis, daß er „ein musikalisches Talent sei“ sei. Die musikkundige Stadt Wien war ihrer heranwachsenden Jugend gegenüber nicht blind und taub. Auch das ist ein Ruhmesblatt für Wien. Da liegen Bewerbschreiben und Dankbriefe, Schneiderrechnungen und vor allem — Manuskripte. Eine kurze knappe Uebersicht ist es über ein kurzes, reiches Leben. Gerade diese Knappheit hat etwas Fesselndes. Man betrachtet jedes dieser Erinnerungsfunde mit einer eigenen Pietät, — es ist ein Ueberbleibsel von dem jungen Schubert, den man so sehr liebt. Aus diesen Dokumenten spricht er zu uns, wortlos und doch unendlich beredt. Da ist eine Nota von einem kleinen Wiener Restaurant, das noch heute existiert, „Der grüne Anker“ heißt es, und auf die Rückseite dieser Nota, die für das Mittagessen, bestehend aus Beefsteak und Rührei, 3 Kreuzer berechnet, hat Schubert ein kurzes Gebicht geschrieben: „Der Geist der Welt“, in dem er „stammelnd seinen Weg in die Unendlichkeit sucht“. Und dann die kalten, nüchternen Aufzeichnungen des Bruders bei dem Begräbnis des jungen Franz Schubert, die einem wie eine Eisenhand ans Herz greifen: „200 Florins für Bestattungskosten, 3 Fl. für die Krankenpflegerin nebst Wein und Essen. 5 Fl. für den Beerdigungsunternehmer und für Trinkgeld.“ Trinkgeld auch beim Begräbnis. Und während man dieses selbstman wehmütig anmutende Erinnerungszeichen an den jungen Wiener Komponisten in der Hand hält, klingen aus einem Café in der Nähe die Schubertweisen herüber, und wir sehen — deutlicher als auf all den Bildnissen, die uns umgeben — sein Gesicht mit dem bezwingenden Lächeln vor uns. In diesen Liedern lebt unser Schubert, in dem „singenden, klingenden, schallend-überwältigenden, herausbezwingenden Lieb aus Wien“.

Schon ist es, in diesem Erinnerungsjahr so deutlich daran erinnert zu werden, daß wir andere Viederschätze haben als die Jagzbandmuff, die um uns her flirrt und paukt, daß wir nur die Schubertlieder zur Hand zu nehmen brauchen, um in das Reich der wahren Musik einzugehen, in dem dieser junge, lungenfranke Wiener ein König ohne gleichen war.

## Auf dem Küstenkutter.

Wenn Sie sich eine Küstenfahrt nach Brasilien durch perlmutterfarbene Lagunen so geheimnisvoll vorstellten, wie die rätselhaften Verästelungen einer Frauenseele, will ich Ihnen nur sagen, daß das Leben auf dem englischen Auswandererschiff „Parana“ so farblos und lärmend war, daß Tage und Nächte in einem ohrenbetäubenden Taumel verflohen und man sich kaum besinnen konnte.

Was in aller Welt ich dort sollte, wußte ich nicht. Jetzt weiß ich es.

\*

Es wunderte mich, daß ein so ausgeprägter Segelschiffer wie der alte Tom, dies Leben aushalten konnte; aber er konnte es scheinbar, denn er war zwei Jahre lang an Bord gewesen. Er und der junge Henry tranken Wind und Wetter.

Daß der junge Henry genau so lange an Bord gewesen war, wunderte mich weniger, denn er verdiente kein besseres Schicksal — er verdiente gar nichts — ja — etwas verdiente er — und das gründlich und unbarmherzig.

Auf einem Segelschiff wären seine Tage bald gezählt gewesen. Auf der „Parana“ hingegen wurde ein jeder geduldet, der nur bleiben wollte — Henry war nicht unbegabt. Ich habe selten gesehen, daß jemand mit derartig gerühmtem Wissen einen anderen um Geld pressen konnte. Andererseits war seine Geringschätzung des Mannons sehr sympathisch. Außerdem war er recht feinfühlig. Jeder Angriff auf seine Ueberzeugungen erfüllten ihn mit heiligem Zorn, denn er stammte aus Suffolk.

Ja, entschuldigen Sie — aber ich haßte ihn mit meiner schwachen Fähigkeiten zum Haßten. Das einzige Licht dieses ganzen Zeitabschnittes war der alte Tom. Er leuchtete. Ja, das tat er, aber es entging auch nicht meiner Aufmerksamkeit, daß er herabbrannte wie eine Kirchenturze, langsam, aber sicher, mehr und mehr. Immer war er bemüht, den jungen Henry dazu zu bewegen, an Bord zu bleiben, und stets begleitete er ihn mit schweren Blicken auf den wüsten Landouren, und immer wieder loiste er den schlecht gehaltenen Burschen an Bord.

Anfangs fand ich das Verhältnis hübsch; als ich aber nach einiger Zeit gewahrte, wohin das führte, versuchte ich eines Morgens in Santos, den alten Tom dazu zu bewegen, diese herabwürdigende Freundschaft doch endlich aufzugeben. Darauf sah er mich wie einen Fremden an, zuckte mit den Schultern und machte kehrt.

In diesem Augenblick fuhr ein giftiger Gedanke durch mein Hirn. Wie ein Pfeil bohrte er sich in meine Gedanken und lösete den letzten Rest meiner Sympathie für Tom. Das einzige Licht, daß auf der „Parana“ geleuchtet hatte, war nun für mich erloschen, die einzige Blume, die in dieser Grube von Schinderei und Noheit gedüftet hatte, war verwelkt.

Von diesem Augenblick an sehnte ich mich zurück nach den großen Fahrten, nach dem spannenden Leben auf einem Ozeansegler, wo es von Eiden und Prügeleien widerhallte, aber wo die Luft gesund und stark war, wo Männer auch wirklich Männer waren.

In Rio kamen sie eines Abends an Bord. Der alte Tom trug seinen Kameraden aufs Schiff. Henry war ganz wild, — raste. Er hatte eine Schlägerei mit einem Brasilianer gehabt und schäumte vor Rachedurst. Es wurde spät, bis in ihrem Bersätag Ruhe eintrat.

Am nächsten Morgen war der junge Henry verschwunden.

Uns war das ganz gleichgültig. Als wir dann erfuhren, daß er ein Messer zwischen die Rippen bekommen hatten, fanden wir kein Wort des Mitleids.

Ich betrachtete Tom, als die Botschaft uns überbracht wurde, aber er verriet mit keiner Miene seine Gefühle. Er war eine alte, verhärtete Katze.

Um zwei Uhr nachts sollten wir in See gehen und ich begab mich zeitig in meine Koje. Gegen Mitternacht erwachte ich plötzlich und hörte, wie Tom herumpolkerte. Dann sah ich ihn sich wie ein Dieb bewegen, während er seinen Sack auf die Schulter nahm. Im Schein der Hängelampe sah er noch wüster aus als gewöhnlich. — Jetzt wollte ich ihm aber doch den letzten Gruß bieten — ihm die letzte Mahnung erteilen.

„Wohin willst du mit dem Sack?“ fragte ich gleichmütig. „Willst du wegen dieses Laufjungen auch noch ausreißen?“

Ich hatte eigentlich erwartet, daß er die Flucht ergreifen würde. Dann suchte mich sein merkwürdig schwerer Blick, und er nickte bestätigend. Es war der Blick eines sehr einsamen alten Mannes. Mir wurde ganz sonderbar zumute. Seine alten Seemannsaugen spiegelten alle Tiefen eines Lebens unter Segeln.

„Und du hast achtzehn Monate heuer zugute,“ sagte ich eindringlich, „schämen solltest du dich!“

Ich merkte, wie meine Stimme vor Erbitterung bebte, aber er hatte wirklich nichts Besseres verdient. Er schaute nur in die Nacht hinein, als ob ich irgendeine fremde Sprache redete, die er nicht verstand.

„Bleib doch bei uns,“ sagte ich milder. „Laß den Bengel doch krepieren. Er hat lange genug sein Schicksal herausgefordert, aber dich können wir nicht entbehren.“

Da leuchteten seine alten Augen einen Moment auf — das war, als ob ein Licht einsam und geduldig auf dem Grunde einer ungeheuer tiefen Grube leuchtete.

„Er — ist — mein Sohn,“ flüsterte er heiser und schlingerte langsam aus seinem Verschlag heraus ...

R. Andersen.

## Dummheiten der Woche.

### Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

#### Häute Zeit.

Die Wurstfabrik „Tilton Brothers“ in Gerbourg (Tennessee) verschickte neulich an ihre gesamte, aus lauter Kleinhändlern bestehende Kundschaft, ein Gilttelegramm, worin sie um sofortige Rücksendung der zuletzt gelieferten Ware bat. Einem Arbeiter sei bei Bedienung der Fleischhackmaschine der Daumen abgeschnitten und so unter die Wurst verarbeitet worden. Nach wenigen Tagen erhielt die Fabrik von einem ihrer Kunden einen Brief: — — es war wirklich höchste Zeit, daß Sie uns telegraphierten. Wir hatten schon sechs der fraglichen Würste verkauft.“

\*

#### Armenunterstützung für einen Hund.

Als man den Junggesellen Porter aus Newark (England) zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt und eingesperrt hatte, fand man in seiner Wohnung einen Hund, der schon beinahe verhungert war. Daraufhin stellte jemand im Stadtparlament den Antrag, dem Tier Armenunterstützung zu gewähren, das heißt, es auf Stadtkosten zu ernähren. Der Magistrat beriet seit Tagen. Inzwischen aber sind von so viel Tierfreunden Gelder eingegangen, daß der Hund, auch ohne „Stempel gehen“ zu müssen, durchkommen wird, bis sein Herr von seinem „Ausflug“ zurückgekehrt ist.

\*

#### Das Güterschwein.

Nachdem in einem Prozeß vor dem Amtsgericht Altenstein stundenlang verhandelt worden war, ob die Güterschweine gleichmäßig angemästet gewesen seien oder nicht, fragte auf einmal der Richter:

„Was ist denn eigentlich ein ‚Güterschwein‘?“

Darauf holte man einen Sachverständigen, und der erklärte:

„Die von den Großgrundbesitzern gemästeten Tiere heißen ‚Güterschweine‘, die von den kleinen Besitzern gelieferten heißen ‚Bauernschweine‘, und die der Molkereien ‚Käferschweine‘. Jedoch,“ fügte er hinzu, „sind das nur Bezeichnungen im Handel und nicht für den sonstigen Sprachgebrauch bestimmt.“

Seine Angst, wir werden niemand so nennen!

\*

Der Gemeinderat von Daxing in Luxemburg hat sich darüber geärgert, daß die Bauern ihnen, das heißt den von ihrem Vieh fabrizierten Milch, jeden Morgen vor die Tür auf die Straße lehren, und schlug am Gemeindehaus eine Warnung an:

„Wenn die Milchhaufen am Sonntag vor den Türen nicht weg sind, wird sich der Gemeinderat hineinlegen.“

Hoffentlich nicht im Sonntagsstaat!

\*

#### Wo?

Ein junges Mädchen inserierte in der „Berliner Morgenpost“: „Patentes Fräulein, 31, Geschäft und Haushalt bewandert, sucht passenden Wirkungskreis, wo fünfkähriger Sohn mit kann.“

Kleinkinderschule. Was sonst?

Cubert.

## Fröhliche Ecke.

Bitter auf der Presse. Bitter — es gibt keinen, dessen Leier so ganz auf „Kölische Lön“ eingestellt ist — Bitter also führt ein paar Bekannte, die als „Presse-Besuch“ bei ihm weilen, auf die Ausstellung. Die Freunde sind im Rheingold-Expresz gekommen und schwärmen Bitter das Blaue vom Himmel vor.

Bitter führt sie an den „Bahnhof“ der Kilipubbahn. Da gibt es rheinische Jungfrauen die Menge, Geutebsch und Getreisch.

„Rheingold-Expresz, dat es jut!“ sagt Bitter, „aber hatt' er och Gold jekricht? Bostjeworden seib Ihr eppes. Dat hier is janz wat andres: dat is dr Rheintöchter-Expresz. Rin mit üch — und expresz hatt' er en paar Rheintöchter!“

\*

Bitter steigt mit seiner Frau Appolonia auf den 85 Meter hohen Pressaturn. Appolonia, bei außerordentlichen Ereignissen immer ein bißchen poetisch gestimmt, schaut über die weite Rheinebene, seufzt und sagt: „Schad, Bitter, dat wir kein Glas mitgenommen han!“

„Nibt's wat ze saufe hier?“ fragt Bitter freudig, „dann drinken mer aus de Flasch!“

(„Jugend.“)

Verantwortlich: Hauptkristleiter Robert Styra, Pognad